
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 199 Bydgoszcz / Bromberg, 1. September 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(24. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Die Märchenvögel flattern mit leuchtenden Schwingen über den mondschimmernden Kristallspiegel.

„Dort!“ deutet Willy verstohlen. „Diese Loge ist unsere. Die blaue Chrysantheme im Frack jenes Herrn sagt mir, daß die Dame neben ihm die Tänzerin Yvette Marlove ist. Er nennt sich hier Lord Malburne und ist, wie du gleich erkennen wirst, einer unserer besten Leute. Der Platz hätte gar nicht besser ausgewählt werden können. Denn von da drinnen werden wir zu Natas hinübersehen und doch von ihm nicht gesehen werden.“

„Ich fiebere vor Erwartung, ob uns Yvette unserem Ziel näherbringt.“

Lord Malburne stellt uns — unter erfundenen Namen — vor.

In der Mammut-Bar liegt nichts daran, wenn die Gäste Namen tragen, die sie nicht tragen.

Yvette gibt sich als Engländerin, obwohl sie wie eine bildhübsche Slawin aussieht.

„Mylady,“ flüstert Willy neben mir zu Yvette, „hören Sie mich an! Ich freue mich hier mit Ihnen sprechen zu können, aus einem ganz besonderen geheimnisvollen Grunde.“

Yvette lächelt erwartungsvoll.

„Lord Malburne hat mir schon Andeutungen gemacht. Man kann gar nicht mehr neugieriger werden als ich es bin.“

„Was immer ich jetzt sagen werde,“ fährt Willy leise fort, „bewahren Sie die Ruhe!“

Yvette blickt ihn belustigt an.

„Sehe ich aus, als ob man mir bange machen könnte?“

„Genießen wir zugleich das Schauspiel des Balletts, schöne Lady Yvette! Dann wird es Ihnen leichter fallen, sich zu beherrschen.“

„Das sind ja Vorbereitungen, als sollte ich das Gruseln lernen?“

Sie lacht melodisch.

Über dem Leuchtparkett rauschen langsam riesige Goldgobelins zur Seite, ein ungeheurer Bühnenraum öffnet sich wie eine Höhle. Die Märchenvögel entgleiten in purpurn schimmernde Grotten, Fontänen plätschern plötzlich über die Marmorstufen herab, ein wirklicher Teich glättet seine Wellen über dem gläsernen Boden, ein Zaubersee, smaragdgrün aus der Tiefe erglühend.

Dahinter ragt ein hohes, nächtlich schwarzes Gewölbe auf, zwischen gotischen Säulen leuchten Glasfenster edelsteinfarben, rote Ampeln erstrahlen und auf vielarmigen Kandelabern flammen die Lichtmandeln Hunderter von Kerzen.

Gongschläge, Glockengeläut und Orgelgetön mischen sich in das leidenschaftliche Feuer der Liebesmusik, schwarze Barken, mit bunten Laternen geschmückt, gleiten heran, im Wasser spiegelnd, gerudert von schwarzvermummten Gestalten. Aus den Augenlöchern dunkler Kapuzen leuchtet unheimlich das Weiß der Augen.

Eintönige, mystisch sinnliche Lamentation klagt:

„Satana! Satana!“

„Yvette Marlove!“ flüstert Willy. „Lieben Sie Gyula?“

Yvette starrt Willy fassungslos an.

„Ich beschwöre Sie, Yvette, blicken Sie unverwandt auf die Bühne!“

„Ihre Frage ist ein wenig seltsam!“ antwortet Yvette außer Fassung.

„Lieben Sie Gyula wirklich?“ wiederholt Willy unbeirrt. „Bleiben Sie, Yvette! Bleiben Sie! Sagen Sie mir, wo ist Gyula! . . . Sehen Sie auf die Bühne, Yvette! . . . Ich habe Sie doch gebeten, sich zu beherrschen! . . . Zeigen Sie nichts! Kein Zug Ihres Gesichts darf sich verändern. Sergis Natas könnte Sie beobachten. Er sieht vielleicht in diesen Teil der Loge.“

„Natas? Was geht mich Natas an! Aber diese Fragen, die man mir zu beantworten zumutet, beunruhigen und beleidigen mich zugleich.“

„Sehen Sie doch dorthin, Yvette! Die Satansmesse beginnt! . . .“ Und dann setzt Willy förmlich bannend hinzu: „Sehen Sie hin, wenn Sie Gyula lieben! Sie retten ihm das Leben damit!“

Yvette starrt mit Blicken, die nichts zu sehen scheinen, auf die Bühne. Ihre Lippen beben leise. In fiebernder Erwartung harrt sie Willys weiterer Worte.

In einer goldenen Strahlengloriole schwebt aus den Gewölben der Bühne langsam eine Dämonin von höllischer Schönheit nieder, lächelnd, von glutrotem Lichtstreif getroffen, mitten unter die schwarzverhüllten, verzückt singenden Gestalten.

„Urgroßväterromantik!“ sagt Willy betont laut.

Donnerschläge erdröhnen, Blitze flammen durch die gotische Halle, ein riesiger Tänzer in schwarzem Kapuzenmantel springt aus einer sich öffnenden Gruft, wirft die Vermummung ab, ein athletischer Neger als Teufel, gehörnt, edelsteingeschmückt, in gleißend schwarzer Nacktheit, reißt die weiße Teufelin an sich, girrende Musik erbraust, Harfen und Glockenspiele klingen süß, alle die Schwarzverlarvten haben sich in juwelenglitzernde Tänzer und Tänzerinnen verwandelt, ein Bacchanal der Freude wogt durch goldene Lichtfluten.

„Kommt Gyula hierher, Yvette? Ist er schon in der Bar?“ drängt Willy. „Bringen Sie ihn zu uns! Sie retten sein Leben. Aber zeigen Sie sich nicht vor Natas! Retten Sie ihren Freund in letzter Sekunde!“

Yvette eilt fort, blaß und verzweifelt.

„Bis jetzt ist alles gut gegangen, Fred!“

Die düsteren Gewölbe gotischer Mystik haben sich in blühende Paradiese verwandelt. Über den opalschimmernden Teich gleiten große Schwäne.

Yvette tritt in unsere Loge, begleitet von einem eleganten, finster blickenden, schwarzhaarigen Burschen.

„Ah, Gyula!“ ruft Willy.

Jener blickt Willy scharf an.

„Das ist doch Herr Willy Borch!“

Und dann mich.

„Oh, auch Herr Jansen — vom „Universale-Haus!" Yvette, kennst du denn die Herren nicht? — Jetzt ist mir alles klar!"

„Wollen Sie nicht hereinkommen?" fragt Willy. „Wir haben mit Ihnen zu reden!"

Gyula blickt Willy mit seinen schwarzen Augen böse an.

„Danke, nein! . . . Komm, Yvette!"

„Einen Augenblick!" fordert Willy. „Lady Yvette Marlove hat Ihnen doch wohl alles erzählt?"

„Ich werde Herrn Sergis Natas jedes Wort berichten — darauf können Sie sich verlassen, Herr Willy Borch!"

„Das werden Sie nicht!" sagt Willy zu meiner Verwunderung.

„Werden Sie mich daran hindern?" höhnt Gyula.

„Keineswegs!"

„Warum also sonst nicht, wenn ich fragen darf?"

Willy lächelt kalt.

„Gyula! Schätzen Sie mich nicht falsch ein! . . . Ich habe eine vollkommen klare Meinung über Sie! . . . Und kein Interesse, Ihnen das Leben zu retten!"

„Wie erstaunlich Sie reden!" versetzt Gyula.

„Ich rede nur wahr! . . . Glauben Sie mir?"

„In dem, was Sie jetzt sagen, schon!"

Tödlicher Haß lodert in Gyulas Blicken.

„Lady Yvette," fährt Willy fort, „bitte, entschuldigen Sie! Wir haben jetzt mit Herrn Gyula etwas zu besprechen, das nur er hören soll. Darf Sie mein Freund Lord Malburne indessen begleiten?"

„Willy Borch," zischt Yvettes Freund, „das werden Sie büßen! Komm, Yvette!"

Willy ignoriert die Drohung.

„Oder, Lady Yvette, bleiben Sie bei uns — und ich werde mit Gyula im Gange . . . Aber — dort haben wir vielleicht Zuhörer."

„Yvette komm!" fordert Gyula brutal.

Fort sind beide.

„Willy, was hast du vor? Du hast dir Gyula zum Todfeind gemacht."

„Der war er vordem auch schon."

„Wie willst du aber so unser Ziel erreichen? Er soll doch gegen Natas zeugen?"

„Er wird es, Fred!"

„Du hast noch keine zehn Worte zur Sache geredet, Willy. Alles soll jetzt erledigt werden — und du hast gleich damit begonnen, dir jede Aussprache mit Gyula zu verderben."

„Mit Absicht, Fred!"

„Weißt du denn, daß Natas ihn töten wird?"

„Nein! Ich vermute es nur. So — wie Diana es vermutet. Natas hat ja auch Jean getötet!"

„Du sprachst zu Yvette, als ob du Beweise hättest."

„Ich habe damit auch erreicht, daß Gyula zu uns gekommen ist."

„Und dann hast du ihn binnen einer halben Minute wieder vertrieben!"

„Er wird wiederkommen, Fred!"

„Höchstens — um dich zu erschießen!"

„Das wäre zwar Natas sehr recht, aber Gyula ist bei all der Niedertracht, die ihm natürlich meine Ermordung nahelegt, doch zu listig und zu lebenshungrig, als daß er sich an diesem Ort öffentlich mit einem Verbrechen belastet. Er wird subtilere Methoden wählen wollen."

„Und was hast du davon?"

„Das wirst du gleich sehen, Fred."

„Rede doch, Willy!"

Wir wenden unsere Blicke der Bühne zu.

Über dem paradiesischen Garten scheint der Mond, Sterne glitzern am blauglühenden Nachthimmel, große Falter, deren Körper nackte Frauenleiber sind, flattern zauberhaft mit langsamen Flügelschlägen über den Blüten, die süßen Mädchenköpfe blicken lächelnd in die ungeheuren Märchenblumen, aus deren Kelchen sich sehnig-geschmeidige Arme junger athletischer Tänzer den gaukelnden Nachtfaltern entgegenstrecken, sie umschlingen, zu sich niederziehen.

Ein leiser Luftzug läßt uns umblicken.

Die Logentür ist offen.

Gyula steht in ihr.

„Nun reden wir weiter, Willy Borch!"

„Darauf habe ich gewartet", erwidert Willy unbewegt.

Beide starren einander an — Tierbändiger und Tiger.

„Wenn es Ihnen zu lange wird," beginnt Willy, „können Sie sich hinsetzen. Mir ist es gleich."

„Willy Borch, Sie haben . . ."

„Ich habe gar nicht!" . . . Bilden Sie sich nichts ein, Gyula! . . . Bilden Sie sich auch nicht ein, daß ich Sie beleidigen will! Dafür würden Sie mir nicht stehen!"

„Nur so fort!"

„Aber Sie werden sogleich erkennen, daß jedes Wort, das ich noch zu Ihnen spreche, wahr ist!"

Willy senkt seine Stimme zu einem harten und eindringlichen Flüsterton:

„Ich habe gesehen, wie Sergis Natas — Jean erschossen hat!"

Schon dieser erste Satz Willys ist nicht wahr! Er hat es nicht gesehen!

„Das ist Lüge!" fährt Gyula auf.

„Nicht so laut, Gyula! Man braucht nicht bis in andere Logen . . ."

Lauerndes Schweigen.

Süße wollüstige Musik jauchzt von der Ballettszene herein.

„Wenn ich Ihnen diese Tatsache mitteile . . ."

„Unsinn!"

„. . . so tue ich es nicht Ihnen zuliebe, sondern weil es mir Vorteil bringt."

„Diese Rede sieht beinahe wahr aus", bemerkt Gyula spöttisch.

„Ich weiß, Gyula, Sie können hassen! Ich weiß, Sie können sich rächen! Und Sie sollen sich rächen, Gyula! An dem Mörder Jeans — und an Ihrem eigenen Mörder — vorausgesetzt, daß Sie ihm zuvorkommen! Diese Rache ist der Vorteil, den Sie mir bringen — und darum rette ich Ihnen das Leben. Nur darum! Verdienen würden Sie es ja natürlich nicht!"

Gyula mißt Willy argwöhnisch. Aber etwas Nachdenkliches liegt jetzt in seinen finsteren Zügen.

„Das glaube ich wohl," murmelt er, „daß Ihnen das passen würde, wenn Sie mich auf Natas hetzen könnten!"

„Ich hetze Sie nicht, ich öffne Ihnen nur die Augen. Es wird bei Ihnen stehen, sich zu entscheiden. Vielleicht lieben Sie Ihre Feinde? Vielleicht sind Sie ein solcher, der die andere Wange hinhält, wenn er auf die eine geschlagen wird?"

Gyula lacht zynisch auf.

„Sie glauben mir nicht, Gyula, daß ich selbst gesehen habe, wie Jean von Natas erschossen wurde?"

„Nein!"

„Auch Fred hier hat es gesehen! Ist es so, Fred?"

„Ja!" erkläre ich.

Ich habe es allerdings auch nicht gesehen!

„Glauben Sie Herrn Fred Jansen?"

„Nein!" ruft Gyula.

„Warum nicht?"

„Warum soll ich ihm glauben? Sie halten mich geradezu für dumm! Nichts leichter, als so etwas zu erfinden! — Natas hätte — wenn er es tat —"

„Also — ein „wenn" geben Sie doch schon zu, Gyula!"

„Natas hätte gerade Sie zusehen lassen!" spottet er.

„Natas hat keine Ahnung gehabt, daß wir Zeugen waren."

„Warum zeigen Sie ihn dann nicht an?"

„Ehe wir weiterreden", flüstert Willy, „— eine Frage: Braucht Natas Sie noch, Gyula? Sie müssen mir nicht antworten! Antworten Sie nur sich selber! Braucht Natas Sie noch? Wenn ja — ist es gut für Sie. Wenn nein — dann denken Sie daran: Bankdirektor Henzl, der auch zu viel für Natas gearbeitet hat, hat in seinen Sandwichs vergiftete Nadelspitzen gefunden — ehe er erschossen wurde."

„Sollen die auch von Natas stammen?"

„Sie können annehmen, was Sie wollen. Jedenfalls hatte er mehr für Natas getan, als gesetzlich zulässig war. Verstehen Sie?"

„Das behaupten Sie!"

„Und Jean? Auch er hat zu viel getan! Soll ich Sie an den Kurzschluß im Olaftheater erinnern, Gyula?"

Der braune Bursche erbleicht. Er sieht mit einemmal fahl, olivengrün aus.

„Ich habe Ihnen noch nicht die letzten Worte gesagt, Gyula, die Jean geröchelt hat, bevor seine Augen gebrochen sind. Und für die wir noch einen Zeugen haben, dem Sie glauben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Plato stellt seinen Wecker!

„Erfindungen", die keine sind — Automaten, Funkentelegraphie, Raketen-Flugzeug — nichts ist neu.

In Deutschland werden Patente, die den absoluten Schutz von Nachahmung gewähren, erst seit 1877 erteilt. Vorher geschah es wohl auch, doch nur sehr selten und nur im Gnadenwege. Frankreich ging mit diesem amtlichen Schutz schon 1791 voran und England machte sogar 1623 schon den Anfang. Die anderen Länder aber folgten meist erst nach Deutschland. Bis dahin galten alle neuen Erfindungen als vogelfrei. Selbst ältere wurden später noch geschützt, obwohl sie längst bekannt waren. Oder es war schon soviel Zeit seit ihrem Entstehen vergangen, daß sie außer Gebrauch kamen und der spätere Erfinder von ihrer früheren Existenz nicht die geringste Ahnung hatte. So ließ man Druckknöpfe und Sicherheitsnadeln patentieren, die man bei späteren Ausgrabungen in ihrer Art zu hunderten in alten Gräbern vorfand. Sie stammten aus der Bronzezeit und waren schon 1500 Jahr v. Chr. in Gebrauch. Ihren damaligen Erfindern haben sie wahrscheinlich nichts eingebracht, während ihre Epigonen große Vermögen damit verdienten. Auch Handschuhe fand man in den Ruhestätten vor, die im frühesten Mittelalter als „letzte Neuheit" Furore machten! Sogar Toiletten-Necessaires. Kämme und Taschenmesser wurden bei Ausgrabungen aufgefunden, um 2000 Jahre später als neue Erfindungen glorreiche Auferstehung zu feiern.

Weihwasser aus dem Automaten.

Auch Scheren, Lederschuhe, Kinderklappern, Schöpflöffel und Siebe, Tassen, Nägel, Schaufeln, Musikinstrumente, Schwerter und Dolche stammen sämtlich aus der Bronzezeit und fanden lange vor der Gründung Roms schon ihre Anwendung, zum Teil schon tausend Jahre früher. Auch den Automaten durfte man vor Christi Geburt bewundern, obgleich er erst vor einem halben Jahrhundert bei uns erfunden wurde. Heron von Alexandrien war sein Ursprungs-Schöpfer. Er zählte hundert Jahre vor der neuen Zeitrechnung zu den bedeutendsten Physikern und hatte vor den Tempeln Apparate aufgestellt, die nach dem Einwurf einer Kupfermünze Weihwasser auf die Hände aller ihren Obulus entrichtenden Besucher tropfen ließen.

Heron erfand auch den ersten Spiegel für Geistererscheinungen. Ebenso den Heliostaten, einen Spiegelapparat, der sich vermittels Uhrwerk nach der Sonne dreht, um ihre Strahlen aufzufangen. Sie wurden als künstliche Wärme reflektiert. Welche Bedeutung man dieser Erfindung später beilegte, beweist, daß man sie heute in Kalifornien mit Erfolg benutzt, um selbst große Dampfkessel auf diese Weise zu heizen. Endlich hatte er sich jahrelang mit dem Perpetuum mobile beschäftigt, das nicht erfunden werden kann, solange es nicht gelingt, die Schwerkraft aufzuheben, was — auf der Erde wenigstens — unmöglich ist. Selbst unsere Taxameter wurden von ihm vorgeahnt. Er brachte Wegmesser an den Wagen an, die durch Umdrehung der Räder die Entfernung anzeigten, die sie zurückgelegt hatten.

Aber auch Zahnärzte muß es schon im alten Rom gegeben haben. Julius Cäsar beschuldigt Cato in einer Streitschrift: „die Asche seines Bruders der Goldplomben wegen, die dieser in seinen Zähnen hatte, durchsiebt zu haben!"

Wer hat das Pulver erfunden?

Und worauf sind die modernen Wecker-Uhren zurückzuführen? Plato ließ sich durch den lauten Ton einer Wasserorgel, der immer erst nach dem Ablauf einer bestimmten Wassermenge eintreten konnte, aus seinem Schlaf wecken, und man fand diese Einrichtung so praktisch daß sie auch bald Allgemeingut wurde.

Der Kompaß wurde angeblich 1195 von Alexander Neckam erfunden. Erwiesen ist aber, daß man die Magnetnadel in China schon im Jahre 120 als Richtungsanzeiger kannte und daß sie im dritten Jahrhundert den Seefahrern der östlichen Meere bei weiteren Strecken stets den Weg anzeigte.

Die Kinder lernen in den Schulen, das Schießpulver hat der Franziskanermönch Berthold Schwarz 1300 erfunden. Aber ein Gemisch von Salpeter, Schwefel und Kohle wurde bereits im Jahre 673 bei der Belagerung von Konstantinopel für schwere Geschosse von dem Feldherrn Kollinokos mit ausgiebigen Erfolg verwendet. Und noch viel früher hatten die Römer eine ähnliche Mischung unter Zusatz von Kolophonium in Gebrauch, die sie in Rohre schütteten und Steine dazu taten. Nach der Entzündung flogen diese weit heraus, um alles, was sie trafen, zu vernichten. Selbst Alexander der Große soll im Kriege gegen die Inder schon Pulver benutzt haben, das mit lautem Knall explodierte. Sogar „Maschinengewehre" wurden bei den Kriegen in der Urzeit schon verwendet. Eine Kurbeldrehung brachte die Spannung der Sehne zuwege und bewirkte gleichzeitig, daß immer ein neuer Pfeil für den nächsten Schuß in den Lauf geschoben wurde.

Auch Funken-Telegraphie kannte man schon wer weiß wie lange vor der eigentlichen Erfindung. Sie wurde durch Blinkfeuer hergestellt. Beschreibt doch Aeschylos annähernd 500 Jahre vor Christus in seiner Tragödie „Agamemnon" durch Klytemnestras Mund eine damalige Funkenpost, die große Ähnlichkeit mit der heutigen hatte. — Der Blitzableiter ist ebenfalls vor seinem Erfinder Franklin dagewesen. Wir wissen aus der biblischen Geschichte, daß der große Tempel in Jerusalem die Bundeslade hüten mußte. Zum Schutze dieses Heiligtumes vor Gewittern war sein Dach vollständig mit Goldplatten belegt und schwere Ketten hingen von diesen herab. Bei dem neuen Tempel, den Herodes nach der Zerstörung des vorigen aufbauen ließ, war diese Blitz-Abwehr noch augenfälliger. Das ganze Dach war mit aufrecht stehenden Lanzen aus Metall besetzt und kupferne Röhren liefen von oben nach den Zisternen, die in großen Felsen des Fundaments eingehauen waren, um das Regenwasser aufzufangen. Eine Vorrichtung, die das Gotteshaus Jahrhunderte hindurch vor jedem Schaden bewahrte. Und daß sie unfreiwillig verwirklicht wurde ist wohl kaum anzunehmen!

Freude.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Der Vierte Satz von Beethovens letzter Symphonie begann. Der Dirigent hielt das ganze Werk hindurch den einen großen Gedanken der Freude fest, ohne in die Spaltung Freude und Nichtfreude zu verfallen, die seine Vorgänger beherrscht hatte. Er baute ruhig und sicher vom ersten Satz auf und steigerte das gewaltige innere Geschehen bis zu der erde- und weltumspannenden Leidenschaft der Schillerschen Ode, die nun im Quartett einsetzte. Er dirigierte auswendig. Das scharfe Attaca des Finales war vorübergebraust. Die menschliche Stimme triumphierte. Der Jubel entfesselte sich in einem Aufschrei, darin das Leid der Kreatur aufging im Atmen des Göttlichen.

Wilhelm Ertmann wartete mit den Freunden auf das Einsatzzeichen für den Chor. Nun hob der Leiter die Hand: in den strahlenden Glanz der Frauenstimmen mischte sich das dunkle Metall der Männer, der hohe Hymnus des jungen Schiller brauste mit der überwindenden Gewalt des alternden Beethoven. Und schräg rechts von ihm stand Gudrun Althaus, Hertas Tochter, schön wie sie und mit demselben hingegebenen Ausdruck reiner, andächtiger Frömmigkeit.

Vor zweiundzwanzig Jahren hatte ihre Mutter im Sopran mitgesungen. Sie und Ertmann hatten sich damals sehr lieb gehabt. Er war Student gewesen, sie lebte mit ihrer verwitweten Schwester zusammen. Dann war der andere gekommen, älter als er und in einer Stellung, die er ihr für Jahre hinaus noch nicht hätte bieten können. Vielleicht auch nie. Sie hatten sich geheiratet und waren nach Berlin gezogen; er war allein geblieben. Gelegentlich hörten sie noch von einander, bis sie dann nach vielen Jahren ihre Tochter hierher geschickt hatte, die nun da unten vor ihm stand wie einst sie.

Er sang seinen Part ohne Noten. Es war das elfte Mal, daß der große Städtische Chor seitdem die Symphonie aufführte. So konnte Ertmann sie ohne Mühe beobachten. Das volle schwere Haar faßte das schmale, sehr zarte und blasse Gesicht ein, das von frühem Ernst kündete. Es sollte zu Hause nicht alles zum Besten stehen. Ihr Vater hatte sich bei der Anlage der neuen Fabriken draußen hinter Spandau wohl übernommen. Er galt als ungewöhnlich ehrgeizig und willenshart; sie mochte froh sein, für einige Zeit in dem ruhigen Hause der Verwandten einkehren zu können. Dort auch hatte er sie kennen gelernt, sie war mit Grüßen von der Mutter gekommen.

Das war alles nun schon lange her und tat nicht mehr weh. Und doch stand er in dem immer stärker anbrandenden Jubel, der auch den gelassensten Sänger willenlos in seinen Wirbel riß, allein. Er hörte den Chor und das glänzend spielende Orchester kaum, er sah nur sie immer mehr zur einstigen Verlobten werden, die ihm damals alles gegeben und alles genommen.

Sie waren damals gemeinsam nach Hause gegangen, angefüllt von ihrem Glück und der Gnade der verrauschten Schöpfung. Sie hatten es nicht eilig gehabt. Der frühe Sommerabend schüttete Mondlicht und Glast der Gärten über die alte, nachtblaue Stadt. Sie hatten sich in dem Gewirr der Gassen verirrt. Die grauen, weißen Balkeninschriften leuchteten über ihnen, hinter den rissigen Mauern quollen Jasmin und Rotdorn. Ihre Hand lag in der seinen. „Erzähle mir etwas!" bat sie. Da war ihm aus der Tiefe der Stunde das Märchen des Apulejus auf die Lippen gekommen, über das er gerade im altphilologischen Seminar der benachbarten Universität hatte sprechen müssen: „So feierte Psyche ihre Hochzeit mit Amor, und danach wurde ihnen eine Tochter geboren, die wir Freude nennen." Ein Jahr darauf war sie verheiratet gewesen.

Daß sich die Dichtung erfüllt hatte, glaubte er kaum.

Der Vierte Satz stieg an. Immer ungebärdiger, leidenschaftlicher, glühender drängte der Jubel in den Saal. Dem Manne war er vergeblich zugeströmt. Doch plötzlich sah er den vor sich, aus dessen Herzen er gequollen, den Einsamen, Verlassenen, Tauben Er sah ihn, wie er sich ängstlich eingeschlossen hielt und dann doch wieder mit dem Notizbuch in die Einsamkeit der Felder um Wien jagte, besessen von seiner inneren Not, von seiner Verzweiflung. Bis dann das Werk, das er nicht mehr hören konnte, aus dem Orchester des Kärntnertor-Theaters zu ihm aufwuchs und seinen Weg über die Erde begann, den Weg durch das endlose Leid in das hohe Licht, Same, der in die Tiefe gesenkt, Frucht und damit wieder und immer wieder Same ward.

Wilhelm Ertmann fühlte seine Not nicht mehr. Die Ode hob sich noch einmal auf und stand dann graniten da, der Wunsch als Erfüllung, der Traum als Wirklichkeit. Der Genius sprach, und es ward Freude. Was schadete es, wenn einer sie nicht zu halten vermochte! Der sie geschaffen, war ebenso an ihr vergangen; über dem Schöpfer herrschte sein Werk.

Er ging durch eine Seitentür nach draußen. Hinter ihm brausten Beifallsstürme der sich langsam in die Gegenwart zurückfindenden Hörer. Er hatte es nicht eilig; keiner wartete auf ihn.

Doch vermied er den Weg, den sie damals gegangen.

Lassen Sie sich einbalsamieren!

Aufsehenerregende Entdeckung eines Wiener Beamten.

Der Erfinder-Pavillon der Wiener Herbstmesse dürfte diesmal besonders viele Besucher anlocken. Die interessanteste „Erfindung", die hier gezeigt wird, ist zweifellos das neuentdeckte Verfahren zur Mumifizierung von Leichen. Der Erfinder, ein pensionierter Wiener Beamter, hat bereits vor Jahren eine Entdeckung gemacht, nach der die Altertumsforscher der ganzen Welt bisher vergeblich suchten: es gelang ihm, die Methode zu finden, nach der die alten Ägypter und Phönizier ihre Toten mumifizierten und damit über Jahrtausende hinweg die Leichen vor dem Zerfall schützten.

Natürlich war es dem Wiener Erfinder, der dieses Rezept fand, nicht möglich, schon damals, bei der Entdeckung mit seiner neuen Erkenntnis hervorzutreten. Niemand hätte ihm Glauben geschenkt. Es galt, zunächst das neu aufgefundene Verfahren zu erproben und bei der Veröffentlichung bereits mit einigen neuzeitlichen Mumien aufzuwarten. Nun ist es so weit. Die Mumien — Tiermumien natürlich — stellen sich im Rahmen der Herbstmesse vor. Sie sind alle bereits mehrere Jahre alt, und doch sehen diese Tiere noch aus, als wenn sie lebten.

Man kann freilich nicht behaupten, daß diese „Erfindung" nun ein bedeutender technischer Fortschritt wäre. Und doch ist sie von wissenschaftlich weittragender Bedeutung. Jahrhundertelang hat sich die Forschung vergeblich bemüht, hinter das Geheimnis der Alten zu kommen, die die tote Hülle des Körpers unvergänglich zu machen wußten!

Schon seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. war in Ägypten die Sitte verbreitet, Leichen durch Mumifizierung zu erhalten. Dabei wurde der tote Körper durch natürliche Austrocknung oder durch künstliche Zubereitung vor Verwesung geschützt. Der Brauch der Mumifizierung hing eng zusammen mit der Vorstellung von dem Fortleben der Seele nach dem Tode. Sein Ursprung dürfte auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß in manchen Böden, so auch in dem trockenen ägyptischen Sand, und in ganz trockener Luft, wie in manchen Kirchengrüften, die Leichen anstatt zu verwesen, eintrocknen, wobei die Knochen vom Fleisch, das zu einer harten braunen, faserigen Masse wird und von der geschrumpften brettharten Haut, umkleidet bleiben.

In den frühesten Zeiten Ägyptens kannte man die natürliche Mumifizierung in bestimmten Felshöhlen der Wüste. Später ging man dazu über, die Leichen künstlich einzubalsamieren wobei in älterer Zeit Salzlösungen und Asphalt, in jüngerer Zeit Öle, Harze und ähnliche Stoffe verwendet wurden. Nur das Rezept dieses Verfahrens hat man nie ergründen können, es wurde wohl innerhalb der Priesterschaft von Generation zu Generation weitergegeben. Nach der Einbalsamierung wurde die Leiche in leinene Binden und Tücher gebündelt und über das Gesicht eine Maske mit dem Bild des Toten, das Mumienbildnis, gelegt. Dann wurde die Mumie in einem Mumienkasten aufbewahrt, der in den eigentlichen Sarkophag kam.

-g.



Bunte Chronik



Rehbockjagd im Untergrundbahntunnel.

Ein ungewöhnlicher Vorfall spielte sich in nächtlicher Stunde in einem Berliner Untergrundbahnhof ab. Ein ausgewachsener Rehbock, der aus einem Volkspark im Norden der Stadt ausgebrochen war, lief auf seinem „Spaziergang" in die Stadt mit hohen Sprüngen in einen Untergrundbahnhof hinein und raste im Untergrundbahntunnel in Richtung Innenstadt davon. Bahnbeamte und Polizisten jagten dem Rehbock nach. Die nächsten Untergrundbahnstationen wurden telephonisch verständigt, um die entgegenkommenden Untergrundbahnzüge nicht weiterfahren zu lassen. Als der Rehbock am nächsten Untergrundbahnhof nicht angekommen war, wurde die „Jagd" fortgesetzt. Mitten im dunklen Tunnel stand das Tier in einer Ecknische, um nach seiner Entdeckung sofort in Riesensprüngen wieder auszureißen. Nach zweistündiger Jagd verkroch sich der Rehbock schließlich unter einem haltenden Zug der Untergrundbahn, wo man ihm trotz heftigem Sträuben eine Schlinge um den Hals legen und ihn dann dem Tierschutzverein übergeben konnte.



Lustige Ecke



In Verlegenheit.



„Warum liegst du so —?"
„Pst, ich habe meinen Badeanzug verloren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg